

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 138.

Posen, den 19. Juni 1928.

2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. A. Roellinghoff.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Und wenn ich hinaufgegangen wäre? Und er hätte mir heute dennoch den Laufpaß gegeben? Sie erschauerte, als sie dieses dachte.

Mädie stand auf und setzte ihre ruhelose Wanderung fort. Sie blieb nicht lange ungestört. Plötzlich ging Mister Hobbins neben ihr her.

Ihre Augen leuchteten auf, als sie ihn erblickte, und zutraulich legte sie ihren Arm in den seinen.

Bobby Hobbe zuckte wie elektrifiziert zusammen. Verliebt drückte er ihren Arm an sich.

„Miß Neidberg,“ stammelte er.

„Ruhig, Mister Hobbins, jetzt! . . . Sie sind Ihrem sehnlichsten Wunsche näher, als Sie vielleicht glauben. Vielleicht heiraten wir uns doch noch . . . Sie haben mit Ihren Voraussetzungen nicht ganz unrecht gehabt . . .“

Nun war die Reihe an Mister Hobbins, einigermaßen verlegen dreinzuschauen. Er hatte sich die Entwicklung der Angelegenheit für heute nachmittags und eventuell noch für den Abend anders vorgestellt. Gewiß, knusprig war ja das Mädchen, aber — heiraten, das ging denn doch nicht mehr, nach den Erlebnissen mit Papa Neidberg, den er zuguterlekt im Trubel des Zusammenstoßes noch um die Zehntausend erleichtert hatte, die ab und zu einladend in seiner Rocktasche knisterten. Er hatte an eine kleine freundschaftliche Drohung mit der kompromittierenden Photographie gedacht. Vielleicht wäre Mädie dann einverstanden gewesen, ein paar Tage mit ihm außerhalb der Stadt, in Swinemünde oder Saarow, zu verbringen. Mieke war für ihn erledigt, wie er sich kurz und bündig eingestanden hatte.

Also mußte sie erst von diesen dummen Heiratsgedanken abgebracht werden. Und Bobby Hobbe beugte sich nieder, um Mädie einen gutgemeinten Kuß zu verabreichen.

Sie stieß ihn entsetzt beiseite:

„Mister Hobbins! So meine ich's nicht!“

Aber der gute Bobby hatte nun einmal Feuer gefangen und sagte mit aller Leidenschaft, deren er fähig war:

„Kindchen, ich bin nun aber einmal verliebt in Sie . . . Und das hier wird Sie vielleicht doch noch gefügiger machen, wie?“

Und er hielt ihr die bewußte Photographie hin.

Mädie blickte auf das Bild, errötete tief und wankte.

Bobby lächelte siegesgewiß. Aber nicht lange. Denn in diesem Augenblick wurde ihm das Bild aus der Hand gerissen. Zugleich fühlte er eine wohlbekannte Handfläche sich nicht ohne einigen Kraftaufwand abwechselnd auf seine beiden Wangen legen.

Das war Mieke. Als sie von ihm abgelassen hatte und Bobby völlig zerknirscht mit herunterhängenden Armen neben ihr stand, sagte sie zu Mädie:

„So müssen Sie mit dieser Sorte umgehen, Fräulein! Merken Sie sich das für die Zukunft, wenn Ihnen wieder einmal irgendein Mister Hobbins aus Amerika

zu nahe treten sollte, der in Wirklichkeit Bobby Hobbe aus der Adlerstraße ist, dreimal wegen Taschendiebstahls vorbestraft . . .“

Mädie sah das fremde Mädchen entgeistert an.

„. . . aus der Adlerstraße . . .?“

„Ach, das wußten Sie nicht, wie?“ fuhr Mieke fort. „Dann war es höchste Zeit, daß Sie es erfahren haben! Und jetzt gehen Sie endlich nach Hause. Vielleicht ist mit Ihrem Vater nicht alles in Ordnung. Ich weiß nichts, aber er war mit diesem Halunken hier zusammen, und dann habe ich ihn aus den Augen verloren.“

„Mein Vater?“ Und Mädie wußte auf einmal, daß er doch der einzige Mensch auf der Welt war, der ihr helfen, der sie trösten konnte. Mit einem kurzen Dankesnick verabschiedete sie sich von Mieke und ging schnell fort.

* * *

Der Hofrat wartete drei Tage lang auf die Antwort auf seinen Brief an Thomas. Dann schellte es an seiner Tür, und als er öffnete, stand Wildhorn draußen.

„Na, hast du doch den Weg zu mir gefunden?“ meinte Gendelin fröhlich, wurde aber ernst, als er die Veränderung in Wildhorns Gesicht wahrte.

Thomas sah bleich und vergrämt aus. Seine Augen hatten den ihnen eigen gewesenen träumerischen Glanz verloren und schienen unaufhörlich auf der Suche nach irgend etwas zu sein.

Auch seine Stimme klang müde und farblos, als er antwortete:

„Ja, Onkel, da bin ich.“

„Und was hast du mir zu sagen, Nefte?“

„Nach jetzt mit mir und aus mir, was du willst, Onkel Gendelin.“

„Ja, aber Junge, was ist dir denn geschehen, daß du dreinschaust wie . . . wie 'ne Trauereiche?“

Auch dieser botanische Vapsum entlockte Wildhorn kein Lächeln. Er war und blieb der verkörperte Weltschmerz.

„Hat dich mein Briefchen so gekränkt, Junge?“

Wildhorn wehrte erschreckt ab.

„Daß das ruh'n, Onkel Gendelin — du hattest recht. Das muß dir genügen. Und was mich anlangt, so habe ich jetzt nur den einen Wunsch: Ich will eine reiche Frau heiraten!“

„Fräulein von Neidberg?“

„Es ist mir absolut gleichgültig, Onkel, wie sie heißt und wie sie aussieht und wer sie ist . . .“

Gendelin schüttelte den Kopf.

„Na, weißte! Mit solchen Gesichtspünktchen ist schon mancher reingefallen. 'n Glück nur, daß du bei der nicht riskierst, das sag ich dir! Ich will also alle notwendigen Schritte unternehmen, dich bei Neidbergs einzuführen, aber dann darfst du nicht wieder später kommen, wenn alles so weit ist, und auf einmal nicht mehr wollen!“

„Keine Bange, Onkel — ich habe nichts mehr zu verlieren!“

„Recht hast!“ lobte Gendelin, der diese verzweifelte Äußerung seines Neffens absichtlich oder unabsichtlich, jedenfalls aber falsch auffaßte, „da kannst du wirklich nur

erwinnen! . . . aber es ist noch 'ne kleine Bedingung dabei, die du mir nicht übelnehmen darfst!

„Bitte, welche? Ich bin zu allem bereit, Onkel.“

„Ich meine: die Geschichte mit . . . mit deinem Fräulein Meier muß aufhören, ja?“

Wildhorn lachte verbittert auf.

„Die hat schon gründlich aufgehört, Onkel Gendelin! „Sonst wäre ich jetzt bei Gott nicht hier! . . .“

„Du wirst sie also nicht mehr wiedersehen, Thomas?“

„Ich glaube nicht, Onkel.“

Der Hofrat nickte zufrieden. Dann setzte er eine nachdenkliche Miene auf.

„Noch was, Nefeleben. Ich muß doch den Neidbergs irgend was über deinen Beruf oder über deine Lieblingsbeschäftigung sagen! . . . Wenn ich die Sache erst im richtigen Fahrwasser hab', wird die erste Frage vom alten Neidberg sein, ob du dich für kaufmännische Dinge oder für Volkswirtschaft oder dergleichen interessierst! Nu! interessierst du dich?“

„Nur ganz minimal, Onkelchen. Höchstens für das Bankwesen. Und auch da möchte ich mein Wissen darauf beschränken, zu erfahren, an welchem Schalter man Geld einzahlt und an welchem anderen man es mit soundsoviel Zinsen wieder abbholt . . .“

„Nu, das wär' doch schon eine ganze Menge!“ pötte der Onkel. „Wenn dir der alte Neidberg daraufhin nicht die Oberleitung seines kaufmännischen Betriebes anträgt, dann wußt' ich nich, woraufhin sonst! Und die Kabelwerke sind dir wahrscheinlich noch vurschier, wie?“

„Kabel?“ sagte Wildhorn träumerisch. „O, Onkelchen, ein Kabel ist eine wundervolle Sache . . . Wenn eine Depesche an ihm entlangläuft: „reservieret doppeltimmer mit bad im grandhotel nizza . . .“ Ist das nicht schön, Onkel Gendelin.“

Der Hofrat seufzte auf.

„Dein seliger Vater hat auch schon immer solche Anwandlungen von Ideenflucht gehabt, mein Junge . . . Jetzt aber im Ernst gesprochen, etwas muß ich den Neidbergs doch sagen! Das mußt du doch verstehen, Junge!“

„Sag ihnen, ich wäre Schriftsteller, Onkel Gendelin!“

„Schriftsteller? Du?“

„Ja. Sag ihnen, ich wäre Thomas Wildhorn, der den bekannten Roman „Der Tanz auf dem Feuer“ geschrieben hat!“

„Was sagst du da? Thomas Wildhorn? Wie kommst du auf diesen Namen? Ich wäre froh, wenn das stimmen würde, obwohl ich von dem Schmarren, der nicht einmal auf holzfreiem Papier gedruckt ist, nicht allzuviel halte. Aber ich wäre doch froh . . .“

„Dann sei froh, Onkel Gendelin, „ich bin Thomas Wildhorn.“

Der Hofrat schnappte nach Luft.

„Du bist . . . Thomas Wildhorn? Und das sagst du mir erst jetzt, nachdem ich jahrelang mit dir rum-schimpfe, weil ich glaube, du tust überhaupt nix!? Also, ich hab' schon vielerlei Ueberraschungen erlebt, aber das schlägt alle Rekorde! . . . Ja, warum in aller Welt hast du denn das so geheim gehalten?“

Und der Hofrat schüttelte Thomas freudig an der Schulter.

Wildhorn machte eine wegwerfende Handbewegung.

Warum sollte ich das jedermann erzählen, Onkel. Es ist so süß, ein Geheimnis in dieser geheimnislosen Welt zu haben . . . Das gibt einem so eine herrliche innere Ueberlegenheit über Leute, die einen für den nichtstuernden, talentlosen, arbeitsunfähigen Nur-Baron Klewenberg halten . . . Und das hast du doch wohl auch oft getan, Onkel Gendelin?“

„Weiß Gott, hab' ich das! . . . Aber wer konnte denn ahnen . . . Und weißt du, wer eine glühende Verehrerin deines Romanes ist?“

„Ja, ich weiß, Onkel Gendelin! Das Fräulein von Neidberg. Es wird das gewöhnliche Interesse dieser

reichen und adligen Industriedämchen sein. Aha, ein bekannter Schriftsteller, wie interessant! . . . Ach sagen Sie mal, Herr Schriftsteller, wie machen Sie das, daß Sie so schön schreiben können? Wo bekommen Sie bloß alle die Ideen her, das begreife ich nicht! . . . Schreiben Sie mit der Hand oder mit der Schreibmaschine? Ich denke mir das furchtbar interessant, wenn so diese Figuren alle entstehen! . . . Und wie Sie da den Faden nicht verlieren!? . . . Nein, Onkel Gendelin -- für dieses Interesse habe ich kein Interesse! . . .“

Der Hofrat lächelte seelenruhig.

„Ich werde nur auf den Moment warten, da du mir deine zukünftige Braut schildern wirst, Herr Nefse. Du hast gar keine Ahnung, was sie für einen durchgebildeten literarischen Geschmack hat, mein Junge! Da komme ich manchmal nicht mit, obwohl ich mich doch rühmen darf, ein wenig von der Sache zu verstehen. . . . Aber, ich bin natürlich allmodisch mit meiner Vorliebe für Kleist, Bürger und Mörike, nicht wahr? . . . Was die moderne Literatur anlangt, so ist ja Mädie wirklich besser beschlagen darin.“

„Mädie heißt sie?“ Wildhorn schloß die Augen.

„Gefällt dir der Name vielleicht nicht?“

„O doch, Onkel,“ sagte Wildhorn angestrengt.

„Jedenfalls schöner wie Pia, Mia, Lia, Kira oder Annelothilde oder Susantoinette oder sonstige Zusammenziehungen, mein Junge! . . . So, und nun laß mich nur weitermachen. Herr Nefse. Ich benachrichtige dich, wenn wir zusammen hingehen, ja?“

„Mir ist alles recht, Onkel.“

Sie schüttelten sich die Hände, und Wildhorn ging.

* * *

Mädie und Sigrid saßen beim Nachmittagstee auf der offenen Veranda der Neidbergischen Villa. Zwei Wochen waren seit jenem denkwürdigen Nachmittag im Tiergarten verstrichen. Mädie sah blaß aus und hatte große, sehnüchtige Augen bekommen. Nur in seltenen Augenblicken fand sie ihre einstige Fröhlichkeit und Unbefangenheit wieder.

Sigrid war über alles Vorgefallene unterrichtet und hatte Mädie getröstet, so gut es ihr gelingen wollte.

„Warst du heute bei Frau Seim?“ fragte Mädie.

„Ja.“ Sigrid schürzte traurig den Kopf.

„Nichts?“

„Nichts, Mädie. Du sollst diese Gedanken aufgeben.“

Frau Seim war ein ehemaliges Dienstmädchen der Neidbergs, das der alte Herr pensioniert hatte. Und diese Frau Seim und deren Adresse hatte Mädie dem alten Brandt noch vor ihrem Zerwürfnis mit Wildhorn als Verständigungspunkt angegeben. „Das sollte ihre Zimmerwirtin sein, bei der das Fräulein Meier sein bescheidenes Leben fristete.“ Und Tag für Tag hatte Mädie ihre Freundin zu Frau Seim geschickt, um zu erfahren, ob Thomas nicht vielleicht doch nach ihr gefragt hätte . . .

Ein Klopfen am Parkgitter schreckte die beiden Mädchen auf.

„Wer ist da?“ rief Sigrid.

„Kommen Sie doch mal rasch her,“ rief eine reichlich heifere Stimme, „s is wat Wichtiges, meine Damens!“

Sigrid und Mädie wechselten erstaunte Blicke und gingen zögernd an das Parkgitter. Sie erblickten einen alten, zerlumpten Stelzfuß, der ihnen eifrig zuwinkte, doch näher heranzukommen.

„Ich kann nich so laut brüllen, meine Damens!“

Sigrid holte etwas Kleingeld aus ihrem Handtäschchen hervor und wollte es dem Alten reichen. Der winkte energisch ab.

„Nee, Frollein, ich bin nich dienstlich hier. Mehr privat wissen Sie. Wie gehts denn dem alten Herrn, he?“

(Fortsetzung folgt.)

Rausgegrault.

Eine heitere Jagdgeschichte.

Von Freiherr von Bischoffshausen-Freierswald.

Alten Weibern soll man aus dem Wege gehen! Das ist eine Lebensweisheit, die besonders Jägerleute ängstlich befolgen. Bars Wunder, daß der alte Major a. D. Reibhardt ganz außer Land und Band war, als ihm eines schönen Morgens dieses herbe Geschick auf dem Wege zum Selbstbisher einer unmittelbar vor den Toren der Stadt beginnenden Waldjagd zustieß. „Na, ich ste wohl am besten, gleich wieder nach Hause zu gehen!“ knurrte er los, nachdem er den Jagdherrn und die übrigen Gäste mürrisch und flüchtig begrüßt hatte. „Denken Sie nur, kaum trete ich aus der Haustür, da kommt so ein altes Keff angepöbelst, 80-jährig, blind, schielend, trübselig und mit einem Kropf, so groß wie ein Regelfüßel. Entsetzt springe ich vor das nächste Schaufenster und drehe ihr den Buckel zu, aber was meinen Sie, bleibt das Schenkel auch noch stehen und kräht mich an: „A recht schinnen in'n Morgen, gnädiger Herr! Ich wünsch' auch noch recht viele vergnügten Heite!“

Natürlich platzte die ganze Jagdgesellschaft fast vor Lachen und Vergnügen in reiner und edler Schadenfreude, denn wir alle kannten den alten „Reibhammel“, wie wir ihn unter uns nannten, sein Mißgeschick und seinen Aerger von ganzem Herzen. Der gute Major hatte das Unglück, ein wenig angenehmer Zeit und noch weniger angenehmer Jagdgenosse zu sein. In seinem nachlosen Jagdneide hätte er am liebsten alles allein geschossen, und wenn es nur irgend denkbar und möglich war, fing er gewiß in jedem Hasen, um jedes Karnidel mit seinem Nachbar Streit an. Gern wären wir ihn aus unserer sonst höchst einträchtigen und fidele Jagdgesellschaft los gewesen, allein die Rücksichtnahme auf seine Stellung brachte es doch mit sich, daß er immer wieder eingeladen wurde.

Natürlich brachte ihn unser Gelächter erst recht in Gift und Galle. „Ja, lachen Sie nur! Heute geht noch irgend etwas schief, das weiß ich ganz genau.“ Und er sollte auch wirklich recht behalten, der alte Major. Gleich im ersten Treiben schoß er, sonst ein recht guter Schütze, auf einem breiten und ganz freien Gestell in einem Hasen und zwei Karnideln infolge seines Aergers war einer Erregung glatt vorbeig. Nun war natürlich der Teufel erst recht los! Zunächst fuhr er seinen Nachbar zur Linken ganz unabsichtlich an, warum er denn nicht geschossen hätte, ihm wäre das Wild doch viel näher gewesen; er selbst habe überhaupt nur geschossen, um ihn aufmerksam zu machen!

Der Nachbar, ein sehr phlegmatischer dicker Domänenpächter, erwiderte nur in aller Gelassenheit: „Wich lassen Sie bitte lieber aus dem Spiel! Jeder schießt an das, was ihm kommt, und das ist froh sein, wenn die Nachbarn nicht auch noch mit darauf hallen. Darin bedürfen wir, dachte ich, wohl alle keiner weiteren Belehrung.“

Diese Absfuhr trug auch nicht gerade dazu bei, die Laune unseres Majors zu bessern. Knurrig und verbissen stand er herum; jeder ging ihm nach Möglichkeit aus dem Wege. Eine gespannte und ungemütliche Stimmung lag über der ganzen, sonst so lustigen Jagdgesellschaft, und namentlich der Jagdherr selber wurde durch diese auf das Unangenehmste berührt. Seine beste Jagd wurde ihm und seinen übrigen Gästen durch diesen Reibhammel vollkommen verdorben! Gern hätte er diesem unerquicklichen Zustand jetzt ein für allemal ein Ende gemacht. Aber wie? Er konnte doch den alten Herrn nicht einfach nach Hause schicken!

Während er über diese schwierige Frage noch grübelte und sich das Hirn zermartete, ist das zweite Treiben ohne Zwischenfall beendet und das dritte wird eben angeblasen. Da glaubt der als erster Schütze vor den Treibern auf dem Flügel stehende Oberförster plötzlich ein Geräusch auf dem Wege zu vernehmen, und aufblickend sieht er ein uralttes Mütterchen, das schwerbedeckt mit einer mächtigen Last Dürholz dahergeleuchtet kommt. „Die schickt mir der Himmel!“

Mit diesem Gedanken schreitet er der ihm wohlbelannten Alten, die ganz bescheiden stehen geblieben ist und fortgesetzt die-vert, entgegen, und schon ist ein freudiger Händedruck fertig.

„Na, Müllern, haben Sie mir mal wieder den Wald umgelehrt und uns alle Hasen verjagt? Was?“

„Ach, needoch, gnädiger Herr Oberförster, das hab ich nicht gemacht! Schinn' guck' Tag auch, Herr Oberförster! Ich bin man bloß in die Reibberge in'n alten Holze gewest, da liegt ja doch die Trodne knipplbide. Die andern kommen da nich hin, das sie zu weit.“

„Na, dann geht's ja noch; in die Reibberge kommen wir heute sowieso nicht mehr. Hören Sie mal, Müllern, wollen Sie mir mal 'nen Gefallen tun und sich zugleich auch noch 'ne Mark verdienen?“

„Aber gewiß doch gnädiger Herr, wenn ich dem Herrn Oberförster könnt' en Gefallen tun, denn mach ich das schonst gerne, auch ohne die Mark. Was sollch denn mache?“

„Also Müllern, hören Sie mal zu. Wenn Sie hier den Weg weitergeben bei jenem Herrn dort vorbei, dann werden Sie gleich hinter der Biegung einen kleinen, mageren, alten Herrn treffen, der dort seinen Stand hat. Er hat einen grauen Jagdmütze an und trägt eine goldene Wille; ist gar nicht zu verlesen. Bei dem bleiben Sie auf dem Wege stehen, begrüßen ihn recht freundlich und gehen unter keinen Umständen, verstanden Müllern, auf gar keinen Fall weg, bis das Treiben völlig zu-

Ende ist. Mag der Herr schimpfen, fluchen, toben soviel er will, das ist ganz egal, Sie bleiben eben, Müllern. Also haben Sie mich genau verstanden?“

„Aber gewiß doch, gnädiger Herr Oberförster, ich werd' em schonst Gesellschaft leisten!“ erwiderte die Alte sichernd.

„Na gut! Diese Mark gebe ich dem Förster Walter. Wenn Sie ihre Sache gut gemacht haben, können Sie sich die heute abend in der Försterei abholen. Und noch eins, Müllern... pscht...“ und damit legte sich der Oberförster mit bedeutungsvoller Miene den Finger auf die Lippen.

„Ja, ja doch, gnädiger Herr, ich sach schonst nicht. Uff mir kenn Sie sich verlosse. Na, adjes ooch, gnädiger Herr Oberförster!“

Leise sichernd zog sie los, die Alte, und war bald hinter der Biegung des Weges verschwunden. Einige erwartungsvolle Minuten verstrichen.

Plötzlich hörte man hinter der Ede scharf und ärgerlich die Stimme des Majors: „Sehen Sie doch endlich weiter!“ Pause... „Sie sollen weitergehen, zum Donnerwetter nochmal. Wollen Sie sich etwa hier verheiraten?“

„Mit Sie, gnädiger Herr?“ hörte man jetzt die Stimme der Müllern, „nu, mer mecht'n wuß' a ganz schinnes Paar abgäm, aber leider...“

„Was, wollen Sie auch noch frech werden, Sie unverschämte Person Sie? Scheren Sie sich jetzt weg, in des drei Deiwels Namen! Ich kann ja überhaupt nicht schießen, wenn Sie hier herumstehen!“

Zunächst vernahm man jetzt einen lauten Krach; offenbar hatte die Alte ihre Bürde Holz abgeworfen. Dann aber hörte man wieder ihre hohe piepsige Stimme: „Ach, Herr Jegerl, neel! Ich bin aber heit miede, ich muß mich erst mal a bißerl hinsetze und ausruhe... so...“

„Gimmelfreuzmillerendonnerwetter — nochmals, wollen Sie jetzt endlich weg oder nicht? Ich kann doch sonst nicht schießen.“

„Meine Güte, gnädiger Herr, wenn Sie nicht schießen könne un Se gehn doch uff die Jaacht, da wärn Se woll nicht nich frigen!“

Das war dem armen Major denn aber doch zuviel! Bornbehend rannte er los und kam jetzt, rot wie ein Krebs, um die Ede gestürzt auf den Oberförster los. „Herr Oberförster, wenn in Ihrem Revier derartige Zustände herrschen, wenn Sie nicht mal so weit Herr in Ihrem Walde sind, um verhindern zu können, daß Ihre Gäste auf dem Stande von alten Weibern verhöhnt und belästigt werden, dann... dann weiß ich nicht... dann verzichte ich jedenfalls ein für allemal auf das sogenannte Vergnügen, dann...“

„Verehrter Herr Major, wir stehen hier auf einem öffentlichen Wege, dessen Benutzung ich niemandem verbieten kann, und eine Dressuranstalt für alte Weiber habe ich in meinem Walde allerdings noch nicht eingerichtet. Ich bedaure lebhaft, kann aber unter diesen Umständen Ihren Entschluß, auf das sogenannte Vergnügen meiner Jagden verzichten zu wollen, nur voll und ganz billigen.“

Reichenblatz vor innerem Grimme macht der Major, um kurzem „Empfehle mich!“ den Hut küßend, kehrt und verschwindet, so rasch ihn die kleinen Beinchen tragen. Wir waren ihn los! Am Abend aber holte sich die Müllern beim Förster Walter ihre Mark. Sie hatte sie redlich verdient!

Kindermund und Bibelwort.

Der Lehrer hat die Geschichte von Jakobs Dienst bei Laban erzählt. Fröhchen wiederholt:

„Jakob diente bei Laban 20 Jahre; dafür bekam er manchmal die älteste und manchmal die jüngste Tochter.“

*

In der Schule wurde gefragt: „Was sagte Gott der Herr zur Schlange im Paradies?“

Mariechen antwortete: „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Staub zwischen dein Leben lang.“ (1. Moses 3, 14).

*

Klein Euchen hat in der Religionsstunde den Lehrer sagen hören: „Gott ist ewig.“ Bei Tisch, beim Verzehren ihres Reisbreis, unterbricht die Kleine plötzlich ihre Tätigkeit und sagt: „Du Mutti, der liebe Gott ist immerzu.“

*

Klein Ursula erzählt biblische Geschichte. „Unser Kaiser Augustus ließ ausklingeln, daß jeder in sein Dorf gehe. Da mußten Joseph und Maria auch hin. Aber sie konnten nirgends unter kommen. Der Mann vom ersten Hotel sagte: „Ich nehme überhaupt keine armen Leute auf.“ Beim zweiten Hotel hieß es: „Hier ist alles besetzt.“ Da gingen sie zum Dritten. Der Mann kannte Joseph von früher und sagte: „Bei mir ist auch alles voll, aber du kannst im Stall mit schlafen gehen.“ So mußten Joseph und Maria im Stroh zu Bett gehen. Nachts raschelte es plötzlich im Stroh, und da sagte Maria zu Joseph: „Du, Joseph, knips doch mal das Licht an, ich glaube, wir haben ein Kind gekriegt.“

und schon sangen die sieben Engel vom Himmel: Ehre sei Gott in der Höhe!"

"Wieviel Worte gibt es, Karl?"

"Zehn, Herr Lehrer."

"Wichtig. Und wenn du eines davon brichst, was ist dann?"

"Dann bleiben noch neun übrig."

Der Lehrer der vierten Klasse ließ das Weihnachtstied "Es ist ein Ros entsprungen" nach Diktat aufschreiben. In einem Hefte fand er darauf den Schluß des schönen Liedes wie folgt wiedergegeben:

"Das Blümlein, das ich meine,
davon Jesus sagt,
hat uns gebracht alleine
Maria, die reine macht."

Die beste Gesichtsmassage.

Alle zurzeit im Gebrauch befindlichen Arten der Gesichtsmassage sind unwirksam, wenn nicht gar schädlich! Das ist das Urteil einer berühmten Spezialistin für Kosmetik in Paris. Ihrer Meinung nach, die sich aus langen, am eigenen Ge-ht angestellten Versuchen gebildet hat, gibt es nur eine einzig wirksame Art der Gesichtsmassage. Diese neue Gesichtsmassage ist nicht nur wirksam, sondern auch billig, ja, kostenlos. Jeder kann die Massage in die eigene Hand nehmen. Auf die Hände kommt es an! Nur auf die Hände. Und dann natürlich auf die Waden. Denn diese einzig wirksame Gesichtsmassage besteht in — Ohrfeigen!

Jeder feige sich Ohr! Die beste Massage! Jeder sein eigener Masseur! Niemand hat es mehr nötig, zum Friseur zu gehen, sondern stellt sich allmorgendlich einfach vor den Spiegel und feigt sich fünf Minuten lang Ohr. Die berühmte Pariser Spezialistin bürgt für den Erfolg einer solchen Massage. Die Ohrfeigen dürfen natürlich nicht übermäßig kräftig ausfallen, sondern einen Schlag haben, den man gerade noch ertragen kann. Pariser Modedamen haben diese Massage schon versucht. Fanaliker der Mode, haben sie das Allheilmittel natürlich in schärfster Form angewandt und mußten die ganze Woche lang mit einem geschwellenen Gesicht das Bett hüten. Dieser bedauerliche Vorfall spricht aber durchaus nicht gegen die Methode der Pariser Spezialistin. Es kommt eben alles darauf an, Maß zu halten. Gerade für die neuartige, einzig wirksame Gesichtsmassage gilt der Satz: Halt Maß und Ziel, ohrfeige dich nicht zuviel!

Hängen Sie sich diesen Spruch vorsichtshalber über ihren Toilettenstisch. Man kann nie wissen... Im Eifer der einzig wirksamen Gesichtsmassage...

Der Taschendieb.

Eine Verbrecherstudie von Hermann Scharfberg.

Der Taschendiebstahl gehört wohl mit zu den erbärmlichsten Verbrechen. Und dennoch rechnen sich die Taschendiebe zu den Angehörigen der obersten Verbrecherklasse, stellen sich also noch über die Hochstapler. Es gibt nämlich in der Verbrecherwelt eine ziemlich scharf umrissene Rangordnung, die auch von den Verbrechern anerkannt wird. Zwar schauen Leute vom Schläge der Fassadenkletterer, Einbrecher erster Ordnung (Geldschranknader und Kunstschloßsprenger) auf die "Schleicher und Leisterer" verächtlich herab, doch wird er dort, wo er unter ihnen verkehrt, meistens mit Respekt behandelt.

Die Taschendiebe zählen sich eigentlich gar nicht zu den Verbrechern. Sie besitzen die Dreistigkeit, ihre Tätigkeit als Wettbewerb hinzustellen, da sie mit Intelligenz und "Fertigkeit" arbeiten. Ebenso hat bekanntlich der Hochstapler Manolescu, der jetzt in Südamerika als Gatte einer reichen Kaufmannswitwe zu den Honoratioren zählt, in seinen Memoiren seine persönlichen Spitzbübereien und Betrügereien ausmoralisiert, die er als Paletotmarder zu Konstantinopel begann. Dies erklärt zum Teil wohl auch mit die Tatsache, daß unter den Taschendieben oft Geschäftsleute, die ein gewisses Ansehen genießen, denen man zum mindesten nichts Nachteiliges bisher nachsagen konnte, und selbst Kriminalbeamte mit ihnen arbeiten, wie es der Leipziger Prozeß vor zwei Jahren bewies.

Während der Hochstapler mit einem guten Nachahmungsvermögen und mit noch besserer Menschenkenntnis ausgerüstet ist, besitzt der Taschendieb eine Beobachtungsgabe, die derjenigen einer Katze nicht nachsteht, und vor allem eine Geschmeidigkeit, die amphibienhaft anmutet. Sein Hauptwerkzeug sind die Finger, die so gelenkig sind wie diejenigen eines Geigenvirtuosen. In Brüssel wurde einmal ein internationaler Taschendieb festgenommen, der auf der Polizei so zutraulich war, daß er den Kriminalbeamten seine Fähigkeiten vorführte. Dabei bewies er, daß er vermochte, mit einem Griff Uhr Kette geräuschlos und drucklos aus dem Hock zu ziehen: mit dem Daumen hob er die Taschenuhr, mit Ring- und Zeigefinger öffnete er den Verschluss der Uhrkette und mit Zeige- und Mittelfinger nahm er "im Vorübergehen" die Brieftasche mit.

Die Taschendiebe, die allein auf Stegreif ausziehen, sind weniger gefährlich. Es sind meistens Anfänger oder "schlechtbegabte". Ein routinierter Taschendieb arbeitet selten allein;

meistens ist er Häuptling einer Bande. Dieses Bandentwesen ist gut organisiert und diese Organisation ist auch alt. Schon Cervantes berichtet davon in seinen Erzählungen. Es gibt Arrangements, die Bandenführer. Diese sind kapitalstark. Sie rüsten die Banden aus, zahlen Vorschüsse und unterhalten auch die Angehörigen der verurteilten Mitarbeiter. Überall dort, wo ein Ereignis die Möglichkeit des Zusammenkommens wohlhabender Menschen gibt, schickt er seine Leute hin. Diese sind wieder spezialisiert: einige arbeiten nur in Eisenbahnzügen, andere auf Kienplätzen u. dgl. usw. Eine Bande besteht gewöhnlich aus einem Akteur, der die nötigen Griffe zu tun hat, und zwei Statisten. Bei größeren "Schlägen" kommen noch Beobachter hinzu, die auf die "Verdeckten" Ausschau halten müssen und in der Hauptsache Ortsanwieser sind, die in keinerlei Verdacht stehen. Die Statisten haben ein künstliches Gedränge zu verursachen und bei Alarm die Polizei von der richtigen Spur abzulenken. Darauf fallen selbst erfahrene Kriminalbeamte herein.

Die internationalen Taschendiebanden können eine Plage der Reisenden eines Erdteils werden. Im Jahre 1923 war in der Schweiz eine große Bande einen D-Rug Stuttgart-München ausplünderte. Man war damals so hilflos, daß man einen Mann verhaftete, der jemanden, dem niemand mißtraute, verdächtigte, und der Hände wie Kanaldeckel hatte. Inzwischen waren die Spitzbuben davongelaufen. Bald darauf wurde ich in Oesterreich bis auf Lederhosen und Pantler erleichtert. Somit kann ich also durchaus als Erfahrener sprechen.

Ein Arrangeur oder Häuptling hat natürlich auch mit einem Risiko zu rechnen. Daher erhält er auch wenigstens 40% von jeder Beute. Es ist festgestellt worden, daß manche über 100 000 Mark an Vorschuß und Finanzierung auf Spiel gesetzt hatten. Das sind schließlich Unternehmungen, die mit Bettelei nichts zutun haben, und man kann daher verstehen, daß die Taschendiebe von anderen Verbrechen abrücken. Bis noch vor wenigen Jahren war einer der raffiniertesten Taschendiebhäuptlinge Inhaber eines Kaffeehauses unter den Linden zu Berlin. Er spielte auch in dem Leipziger Prozeß eine Rolle. Überhaupt sind meistens die Bandenführer Kaffeehaus- oder Hotelbesitzer, damit sie auch ihren Mitarbeitern geeigneten Unterschlupf bieten können.

Jeder Spitzbube ist natürlich nicht zum Taschendieb von Rang zu gebrauchen. Wer in die Bande aufgenommen werden will, hat zuvor Beweise seiner Fähigkeiten zu bringen. Eine der Prüfungen besteht z. B. darin, daß der Bewerber es fertig bringt, bei ausgelegtem Unterarm einen Bleistift aus dem Ärmel zu angeln. Schulen für Taschendiebe gab es nicht nur zu Cervantes Zeiten in Spanien oder in Rom, sondern sie existieren tatsächlich. Nur geht es dabei nicht so paragrafenmäßig zu. Das haben die Amerikaner eher erfasst als wir. Die Angehörigen der Taschendiebigilde veranstalten oft Proben bei Auszügen, die sie unternehmen, und in ihren Stammlökalen. Das ist ja auch erklärlich. Die Verteilung der Beute ruft nur in den seltensten Fällen Meinungsverschiedenheiten hervor. Fest steht auch, daß der Bandenführer die Unterstützung seiner Mitarbeiter als Ehrenpflicht betrachtet, und da Verrat bei ihnen nicht oft vorkommt, so hat die Polizei ihnen gegenüber keinen leichten Stand.

Bemerkenswert ist, daß einen ziemlich hohen Prozentsatz unter den Taschendieben Ostjuden bilden. Sie sind auch keineswegs so ungefährlich, wie man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Die Schiebereien, die kürzlich zwischen Taschendieben und Polizisten in Kattowitz stattfanden, bezeugen dies.

Aus aller Welt.

Eine unterirdische Farm. Eine der merkwürdigsten landwirtschaftlichen Anlagen befindet sich in der Nähe von New York. Hier hat ein Farmer sich auf die Pilzzucht geworfen und eine verlassene Grube dazu benutzt, die Pilze anzukülden. Da die Pilze kaum des Tageslichts bedürfen und das "Gelände" sehr billig war, ist der Farmer mit seiner Idee sehr zufrieden und hat ungeahnte Erfolge erzielt.

Die gefasene Donau. Ein vom Schlepper "Krems" gezogenes Schleppschiff mit 40 Waggons Rochsalz wurde, wie aus Linz gemeldet wird, beim Mandörren bei Engelhartzell ans Ufer geworfen und leck. Nachdem bereits die Vergungsarbeiten begonnen worden waren, brach das Schleppschiff in der Mitte entzwei, weshalb alle weiteren Vergungsarbeiten eingestellt werden mußten, um nicht Menschenleben zu gefährden. Die gesamte Ladung des gesunkenen Schiffes bestand aus 400 000 Kilogramm Rochsalz. Davon konnten jedoch nur 3000 Kilogramm gerettet werden.

Fröhliche Ecke.

Vorweggenommen. Willy ist in den Schmutz gefallen. Ueber und über beschmutzt kommt er nach Hause. Ehe seine Mama etwas sagen kann, erklärt Willy: "Reg' dich nicht auf; ich weiß vor ganz allein, daß ich ein Ferkel bin."

Heilung. "Fritz, es hilft nichts, mußt zum Zahnarzt." Sein Vater begleitet ihn auf dem schweren Gang. Der Vater klingelt. Keine Antwort. Er klingelt noch einmal. Niemand öffnet. Da blüht ein Strahl der Hoffnung in Fritz' Augen auf: "Vielleicht ist er tot, Papi?"

Verantwortlich: Hauptkrischleiter Robert Strya, Poznań